

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 7.

Freitag, den 9. Januar.

1925.

(22. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernbard.

(Nachdruck verboten.)

Daß meine Tochter Oskar gefiel, bemerkte ich sofort — er widmete sich ihr ganz besonders, zeichnete sie offensichtlich aus, bewies auch mir eine so gesittete Aufmerksamkeit, daß die ganze Gesellschaft merken mußte, einen wie starken Eindruck er empfangen habe. Bei meiner Tochter konnte ich keine Zeichen von Verliebtheit entdecken — wohl aber gestand sie mir ganz unbefangen, ein starkes Interesse für Oskar zu empfinden. Seine Persönlichkeit hatte entschieden Eindruck auf sie gemacht — auch sein Äußeres gefiel ihr — bei einem so jungen Wesen wie Gabriele fiel auch das in die Waagschale. Sehr bald machte Oskar uns seinen Besuch, sandte auserlesene Blumen, suchte jede Gelegenheit, meiner Tochter näher zu treten; sehr bald warb er um sie. Gabriele zeigte sich weder überrascht noch unentschieden. Ich möchte ja sagen, Mama! meinte sie. Oskar Förster macht mir einen bedeutenden Eindruck, und ich denke es mir schon, die Frau eines berühmten Arztes zu sein! Ich meinerseits konnte nur versichern, daß ich mir keinen passenderen Gatten für Gabriele, keinen besseren Schwiegersohn für mich wünschen könne — es ging alles glatt und rasch, viel glatter, als ich es mir gedacht hatte. Oskar hatte uns erklärt, er habe wenig Zeit, den Bräutigam zu spielen, er wünsche, sobald als möglich zu heiraten. Mir war das sehr recht, und auch meine Tochter hatte nichts dagegen einzuwenden. Sie fühlte sich bei mir nicht sonderlich behaglich, die Trennung von mir und von der Heimat bereitete ihr kein großes Herzweh. Zuweilen kamen mir Bedenken, ob Gabriele nicht den Beruf eines Arztes in gar zu idealem Licht sehe, ob sie nicht einen zu großen Anteil an der beruflichen Tätigkeit ihres Mannes beanspruchen würde. Schließlich war es Oskars Sache, sich hiermit abzufinden. Sprach ich gelegentlich mit ihm darüber, dann lächelte er und meinte, das seien kleine, lebenswürdige Mädchenphantasien, mit denen er leicht fertig werden würde. Von seinem Beruf wünsche er die eigene Frau soviel als irgend möglich fernzuhalten — Krankengeschichten ins eigene Heim zu tragen, sei ihm ein unerträglicher Gedanke. Er war ein aufmerksamer Bräutigam, wählte schöne und kostbare Geschenke für Gabriele aus, trug auch ihrem Geschmack für Kunstgegenstände Rechnung und ließ sie die Ausstattung ihres Wohnzimmers, des Salons und des Speisesaals ganz nach ihren Ideen wählen — in die Einrichtung seiner Empfangs- und Arbeitsräume ließ er sich freilich nicht hineinreden —, es war auch schon viel zweckdienliches und gediegenes Material dafür vorhanden. Alles war großzügig, praktisch und vornehm eingerichtet, eine Häuslichkeit ganz nach meinem Sinn. Ich selbst kam und komme mit meinem Schwiegersohn ausgezeichnet gut zurecht, ich habe Gabriels Geschick vertrauensvoll in seine Hände gelegt, und daß der Brautstand von so kurzer Dauer war, hatte mich nicht weiter beunruhigt. Ich habe Ehen kennen gelernt, die nach jahrelangem Brautstand geschlossen waren und den beiden Beteiligten dennoch große Überraschungen bereiteten. Von dem sogenannten Kennenlernen in der Brautzeit halte ich nicht viel — man sieht einander nur im Sonntags-

staat; erst die Ehe bringt die Gatten gegenseitig näher. Dies wird sicher auch bei Gabriele und Oskar der Fall sein, und so sehe ich ohne Besorgnis für sie, in Gegen teil mit einer gewissen Zuversicht in die Zukunft. — „Sol!“ sagte Frau Olga mit einem tiefen Aufatmen und lehnte sich in ihren Rohrstuhl zurück. „Nun wißt ihr alles, was ich weiß. Ich konnte Frau von Westhoff nur für das mir bewiesene Vertrauen danken. Nach meiner Ansicht hat sie mich nicht weiter gefragt, und das war mir lieb — was hätte es an den bestehenden Tatsachen geändert?“

„Aber uns kannst du deine Ansicht sagen, Tante Olga!“ ließ Eugen sich vernehmen. Er sah unruhig und aufgeregt aus, seine starken Augenbrauen zuckten, die Hände hatten das Spiel mit der Tischdecke von neuem aufgenommen.

Frau Burkhardt schien Eugens Aufforderung nicht gern zu entsprechen. Sie hüstelte ein wenig und wandte sich zunächst an Peter.

„Sei so gut, Junge, und klinge nach Himbeerjast mit Wasser und Zucker für mich. Das anhaltende Sprechen hat mich ganz heißer gemacht. Ich bin es gar nicht gewöhnt, so viel hintereinander zu sprechen.“

Peter drückte den Knopf der elektrischen Leitung. Seine Mutter fing von anderen Dingen zu sprechen an — das erfrischende Getränk wurde gebracht, und über dem Hin und Her hoffte Frau Olga offensichtlich über Eugens Fragen hinwegzukommen. Peter kam ihr darin zu Hilfe, er sprach von Sophie, die sicher schon die Tage zähle, bis sie wieder in ihrem geliebten Wittenberge sei, und wie auch er sich freue, Sophie wiederzusehen — sie gehöre nun einmal zum Inventar von Wittenberge, und es sei wahrlich von seiner Mutter kein kleines Opfer gewesen, sich um Indias willen Sophiens zu entäußern — wisse er, Peter, doch nur zu gut, wie vertraut diese Getreue mit allen Gewohnheiten der Mutter gewesen sei. Frau Olga bestätigte das, und für eine kurze Spanne Zeit gab Sophie den Mittelpunkt des Gesprächs ab, bis Eugen in dringlichem Ton dazwischen warf: „Du wolltest uns deine eigene Ansicht über Oskars Ehe sagen, Tante Olga!“

„Ich wollte lieber nicht, Eugen! Ich erinnere mich nicht, mit einer Silbe über dies mein Wollen gesprochen zu haben.“

„Aber wenn ich dich besonders darum bitte —“

„Warum möchtest du das? Was kann dir an der Ansicht einer altmodischen Frau liegen, die Welt und Leben nur aus dem stillen Winkel ihres einsamen Landhauses ansieht?“

„Die Meinung dieser altmodischen Frau ist mir und vielen anderen jederzeit sehr wertvoll gewesen, weil sie eine feine, kluge Beobachterin und Seelenkennnerin ist —“

„O, o, Eugen! Seit wann sagst du Schmeicheleien?“

„Habe ich zu viel behauptet, Peter?“

„Nein“, sagte Peter mit ruhigem Lächeln, „ich unterschreibe jedes Wort. Tu' ihm schon den Willen, Mutterchen! Ich kenne ihn von früher her, er läßt doch nicht loder.“

„Also denn“ — Frau Olga seufzte ein wenig —,

„Ich für meine Person sehe durchaus nicht so sorglos in dieser beiden Menschen Zukunft, wie Frau von Westhoff dies tut. Ich halte diese so rasch geschlossene Ehe für ein großes Wagnis, das sich, fürchte ich, schwer rächen wird. Versteht mich nur recht: ich für meine Person schätze Oskar sehr und glaube, daß viele Mädchen und Frauen mit ihm sehr gut zurecht kommen würden. Daß aber Gabriele mit ihrem hohen Idealismus, mit ihrer Begeisterung für den ärztlichen Beruf, mit ihrer jungen, enthusiastischen Seele die rechte Frau für diesen Mann ist, scheint mir mehr als zweifelhaft. Ihre Mutter hat in dem Kinde, in dem jungen Mädchen jeden idealistischen Aufschwung energisch niedergehalten — für immer ihn zu unterdrücken, würde ihr nicht gelingen sein. Das wird auch Oskar nicht gelingen, so spielend leicht er sich fürs erste auch die Sache denkt. Ich wollte, ich möchte mich irren, aber so, wie ich diese Ehe aufasse, sehe ich schwere Konflikte für beide Teile voraus. Jetzt aber kein Wort weiter davon, ich habe viel mehr gesagt, als ich wollte. Am liebsten hätte ich meine Befürchtungen ganz und gar für mich behalten. Euch beide verpflichte ich feierlich, darüber gegen jedermann zu schweigen. Verspricht mir das!“

Sie taten es beide mit ungewöhnlichem Ernst. Es wollte nach diesem Gespräch eine harmlose Plauderei zwischen den drei Menschen nicht mehr aufkommen.

XII.

Die Kirche zu Wittenberge, geräumig, wie sie war, erwies sich als zu klein, den Andrang des Publikums zu fassen, das von allen Seiten, aus der ganzen Umgegend herbeigeströmt war. Kein Wunder! Sollte doch heute das von Eugen Förster gestiftete Altarbild enthüllt, die so schön renovierte Kirche gewissermaßen neu eingeweiht werden. Aber noch mehr gab es zu schauen. Rasch hatte sich's in der ganzen Umgegend verbreitet, Oskar Förster, der älteste Sohn des verstorbenen Pfarrers zu Wittenberge, habe eine ganz entzückende junge Frau heimgeführt, mit der er gegenwärtig bei seiner Mutter zum Besuch sei. Ferner würde Frau Olga Burtardts ehemalige Pflegetochter, die so rasch zur Berühmtheit emporgestiegene Schauspielerin Lydia Ewert, anwesend sein. Der Maler des Altarbildes war gleichfalls gekommen, und Peter Burtardt war auch einmal wieder da — ein Ereignis, das jedesmal allgemeine Freude auslöste. Dies Wittenberge beherbergte wirklich ganz seltene Menschenexemplare, es kam vielen wie ein kleines Weimar vor. Was diese quirlende Pfarrwitwe Klärchen Förster für Glück mit ihren Söhnen hatte! Der eine ein bedeutender Arzt, der andere ein berühmter Künstler! Man hatte beide längere Zeit hindurch nicht zu sehen bekommen, Oskar kam sehr selten zu seiner Mutter auf Besuch, und wenn es einmal geschah, so blieb er einen Tag, und von den Nachbarn bekam ihn niemand zu sehen. Eugen hatte seine Weltreise absolviert und war auch zuvor ein seltener Gast im Pfarrwitwenhaus zu Wittenberge gewesen. Lydia Ewert endlich hatte sich jahrelang nicht in der Provinz sehen lassen — ihre Studien, ihre Gastspiele, ihre angepannte Tätigkeit bei der Münchener Hofbühne hatten sie ferngehalten. Auf sie war man ungeheuer neugierig, ebenso auf den Ausbund von Schönheit, Oskars Frau. Das konnte heute ein interessantes Schauspiel abgeben! Daß sich nur der gute Geistliche zu Wittenberge, dessen Predigten ziemlich nüchtern und belanglos ausfielen, nicht einbildete, dieses Herbeiströmen der Völkerscharen gelte ihm und seinen wortreichen Leistungen!

Der Himmel war so rücksichtsvoll, sein lebenswürdigstes Gesicht zu der Feier zu machen. Blauer Himmel, hellstrahlende Sonne, ein leichter Südwind, der balsamischen Duft mit sich führte. Dorf Wittenberge, immer schon ein erfreulicher Anblick, lag da, so sauber und einladend, wie aus der Spielzeugschachtel genommen, viele Häuser hatten sich nicht nehmen lassen, ihre Behausung frisch zu tünchen, Zäune auszubessern, umherliegendes Gerümpel fortzuräumen — man mußte doch auch zeigen, daß man sich der Wichtigkeit einer solchen Feier voll bewußt war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Delta des Sifiang.

Von G. Wittlad (Tientsin), Hafenmeister a. D. bei der chinesischen Seezollverwaltung.

Drei gewaltige Ströme durchqueren China von Nordwesten nach Südosten; der Hoangho, genannt der „Kummer Chinas“ wegen der häufigen Überschwemmungen — er hat auch im vergangenen Sommer wieder viel Kummer und Elend über Nordchina gebracht; der Yangtschiang, der wahrste reichste Strom des Kienslandes, der bis zur nordwestlichsten Provinz Szechuan hinauf schiffbar ist; und schließlich der Sifiang, zu deutsch Weisfluß, der Kleinste der drei großen Flüsse, aber nach unseren deutschen Begriffen immer noch ein Ungeheuer; wasserreich, Hunderte von Kilometer schiffbar. Er bildet an seiner Mündung ein Delta, das in mancher Hinsicht einer der eigenartigsten Teile des ganzen Landes ist. Der Durchschnittseuropäer ahnt kaum, was auf diesem für chinesische Verhältnisse nicht übergroßen Gebiete an überlieferter Kultur, an vorwärtstreibender Kraft, an wildem Willen und kämpfendem Durcheinander zusammengebrängt ist.

In fünf Armen wälzen sich die Wasser des Stromes in den Ozean. Von Süden gelehrt heißen sie: das Gemin — mün, hochchinesisch men = (bedeutet Tor), durch das die von Süden, Tontin, Südwangtung und Tainan kommenden kleineren Dampfer und Schunten nach Kongsung, Samhui oder der südlichen Handelsmetropole Kanton fahren oder nach einem der anderen zahlreichen kleineren Häfen dieses dichtbesiedelten, reichen Deltas eilen. Nachdem das Kiangmün und das Kotsung in der Nähe vom portugiesischen Macao, der ältesten, heute langsam dahinsiehenden europäischen Kolonie in China, die nur mehr durch Einnahmen von Spielhallen und andere nicht ganz einwandfreie Einnahmequellen, z. B. Opium, ein kümmerliches Dasein fristet. Aber romantisch ist es dort. Eine wundervolle Kirchenruine redet von vergangener Pracht. Weist, lacht dort blauer Himmel. Ein Monte Carlo im kleinen! Nachdem kommt das Kiangmün. Die großen Flußdampfer, die den Weisfluß hinauf wollen oder von Kongsung kommend nach Kanton, dem westlichsten der Vertragshäfen des Deltas, fahren, müssen hier hinein, werden vom Seesoll angehalten und auf Schmuggelware hin untersucht, worauf sie einen Riverpak — Flußpak — erhalten und weiter dürfen.

Zuletzt kommt das Humun, das Tor des Tigers, oder die Boca Tiaris, wie es aus der Portugiesenzeit her noch heißt. Dieses Tigertor ist die Einfahrtstraße für Schunten, Fluß- und kleinere Ozeandampfer, die nach Kanton fahren. Hier ist der Hauptverkehr in ganz China. Tag für Tag befördern Flußdampfer mit aerischem Tiefsaug und gewaltigem Oberbau riesige Warenmengen und Tausende von Passagieren vom nahe gelegenen Kongsung nach dem betrieblamen Kanton. Sämtliche der oben erwähnten Einfahrten in das Delta sind schon von alters her durch Forts geschützt, von denen in unruhigen Zeiten öfter sogar auf friedliche europäische Schiffe geschossen worden ist.

Kongsung ist dem Delta vorgelagert, beherrscht es strategisch. Kongsung im weltwirtschaftlichen Sinne ist die letzte Etappe der gewaltigen Seeroute, die von London über Gibraltar, Malta, Sues, Aden, Colombo, Singapore nach dem Fernen Osten führt; nur Weihaiwei im nördlichen Schantung liegt noch weiter nach Osten, aber hat nicht im entferntesten die Bedeutung wie Kongsung, der größte Umschlagshafen im Fernen Osten. In der Handelsstatistik für das Jahr 1922 sind für Kongsung angegeben 250 000 000 Hk. Tls. für den Wert der von dort eingeführten Güter, das sind über 25 Prozent des gesamten Einfuhrhandels, der als von Kongsung kommend bezeichnet wird.

Das Weisflußdelta ist eine Art ostasiatisches Holland. Im eigentlichen Delta wird es nie Bahnen geben. Der Verkehr spielt sich dort ganz auf den Kanälen ab. Hier wie in anderen Deltadistrikten Chinas sind ganz besondere Bootstypen für bestimmte Routen und Kanäle — Tiefsaug und Breite — entstanden. Früher gab es für Personenbeförderung auf diesem Delta eigenartige Boote, die am Hinterteil ein Schaufelrad hatten, das durch eine Treitmühle in Bewegung gesetzt wurde für den Fall, daß kein Wind wehte. Heute ist als Triebkraft die Dampfmaschine und der Motor allgemein in Anwendung gekommen. Von der ganz gewaltigen Bedeutung der Dampfkraft als Triebkraft in diesen Gegenden bekommt man einen Begriff, wenn man sieht, daß 1922 von etwa 2000 bei den Zollämtern registrierten Dampfbooten für Inlandsverkehr in 29 Vertragshäfen über 650 auf die drei Vertragshäfen im Weisflußdelta kommen und von dieser Zahl wieder 640 auf Kanton. Also mehr als der vierte Teil aller registrierten Dampfboote für ganz China. Sie dienen zum größten Teil als Schlepper. Gebaut werden sie größtenteils auf den Kongsunger Werften. Die Schlepper sind zwanzig und mehr Boote mit Ladung oder mehrere Schleppboote — Towboats — von eigenartiger Bauart, die vorn niedrig und breit sind, hinten ansteigen in ein oder zwei Etagen, mit einem sehr breiten Hinterteil und hauptsächlich der Personenbeförderung dienen. Infolge des geringen Tiefsauges dieser Boote ist das Steuer von außerordentlicher Länge. Wenn die Dampfer von Kongsung oder anderen Häfen einlaufen, dann liegen die Schlepper und Schleppboote schon bereit, um Menschen und Güter aus den großen Verkehrszentren in die kleineren Städte und Dörfern des Deltas zu befördern. Wie ein Baum sich nach oben hin in Äste, Zweige und Zweiglein auswächst, so verzweigt sich das Delta, natürlich nur in der Dimension der Fläche. In die kleinsten Kanäle können nur Ruderboote

hinein. Da liegen dann Bauernhöfe wie im Spreewald, aber fruchtbarer ist die Gegend hier. Man erntet zweimal im Jahr und der Bauer braucht sich nicht übermäßig anstrengen, die Natur läßt vieles zuwachsen. So hat es der Mensch in diesem subtropischen Lande in der Hinsicht nicht schlecht. Der Westflus hilft mit wie der Nil in Ägypten, wenigstens in vielen Teilen des Deltas.

So ist es nicht zu verwundern, daß dieses Delta vielleicht der am dichtesten besiedelte Teil Chinas ist, und das will viel belegen in diesem Lande, wo die Menschen überall eng beieinander wohnen. Die Bevölkerung dürfte zehn Millionen erreichen.

So paradiesisch die Natur in diesem subtropischen Lande auch ist, so wenig verstehen es doch die Menschen, dort sich das Leben erträglich zu machen. Es ging dort von jeher sehr friedlos zu. See- und Landräuber aualen die Bevölkerung vielfach. Auch größere Dampfer werden gelegentlich angegriffen und von Piraten ausgeraubt, die in den Abgangshäfen als biederere Passagiere an Bord gingen. In dieser Hinsicht sind die Zustände rein mittelalterlich geblieben. Besonders zu Zeiten, in denen die Regierung in Kanton schwach ist, oder wenn gar feindliche Parteien um die Herrschaft kämpfen, wie das im letzten Jahrzehnt dort dauernd der Fall war, dann sieht dieses Unwesen wie Unkraut empor. Man sieht dieses Unwesen wie Anzeichen aus dieser Gegend, der nach Jahren harter Arbeit aus der Südpole, Australien oder Kalifornien zurückkommt und nicht vorichtig genug war, sein Geld in einer Bank zu lassen oder mißtraulich nur den Dollar in der Tasche für sich zu behalten, wurde mittelstlos ausgeraubt von den Deltaräubern, die die Schleppboote anhielten, und kam, wie Hans im Glück, mit nichts wieder nach Hause, ebenso wie er fortgegangen war.

Lehthin ist in der Presse von Kanton wieder viel die Rede gewesen. Der Kantonese ist ein sehr aktiver Politiker, und Namen, wie Sunvatten, Präsident der chinesischen Republik, Chiangschilao, einer der ersten Reformer, haben Weltbedeutung erlangt; besteht doch zurzeit die Möglichkeit, daß Sunvatten nach dem Zusammenbruch Wuweifus zum Präsidenten der chinesischen Republik gewählt wird. Die Kantonese sind lebhaft, klug und haben als Kaufleute einen guten Ruf. Etwas weniger heftiges politisches Wollen wäre vielleicht angebracht, aber in den Subtropen waltt eben das Blut heftiger als im kühleren Norden Chinas.

Jahrelang ist der Schreiber dieser Zeilen in jenen Gegenden tätig gewesen, hat auf den Dampfbooten der Seesollverwaltung hinter Schmutzgebern hergelaufen. Dann pfiffen gelegentlich, ausgehend von den hinteren erhöhten Ufern der Kanäle, Kugeln zum Boot hinüber, abgeschandt von unsichtbaren Schützen, und man mußte Sicherheit hinter dem Stahlbüchsen suchen, das das Maschinengewehr im Bug und das Steuerhaus umgab, ohne selbst zum Schuß gekommen zu sein.

In gewissem Widerspruch zu diesen Tatsachen und zu den doch gewisshinfort tollenden Unruhen in Kanton scheint der glühende Patriotismus zu stehen; der in den letzten Jahren in dieser Subprovinz Chinas offensichtlich die Massen beherrscht hat. Kann man doch sagen, daß der Gedanke des chinesischen Nationalismus, der trotz Unruhen und Bürgerkrieg immer stärker zutage tritt, in diesem Winkel Chinas seinen Anfang genommen hat. Es ist auch nicht anzunehmen, daß dieser Nationalismus so bald wieder ersterben wird. Seine ungeheure Kraft zeigt er bei Vortritt- und Streibebewegungen, und trotz aller inneren Zwistigkeiten steht die ganze Bevölkerung dieses gelegentlichen Deltadistriktes geschlossen zusammen, wenn es sich um patriotische Fragen handelt, belebt von einer glühenden Liebe zum Vaterland, dem reichen Delta am Westflus sowohl wie zum größeren China. In dem Punkte kennt der Kantonese keine Partei.

Dolly.

Von Curt Seibert.

„Ich habe dich Dolly genannt, weil du so dick bist, und weil eine Bettlächel in deinem Genid ist die mich von Anfang an verlockte, mit der hohlen Hand hineinzugreifen.“ Diese Worte werde ich meinem Hund auf den Grabstein setzen, sobald mit seinem Ableben zu rechnen sein wird.

Wenn man so einsam wohnt wie ich (es befinden sich nur vier Parteien in der Frontzimmerwohnung der Frau Stubbe), hat man schließlich das Bedürfnis einen Beisitzer zu haben. Ein Bekannter bot mir ein junges Tier an, eine große italienische Dogge mit starkem Knochenbau und melancholischer Wesensart. Sie war schwarzweiß gestreift, das sind ja eigentlich die österreichischen Farben, aber Dolly sollte aus Namast stammen.

In der Pension war großes Haslo, als ich den Hund anbrachte und ihm flur umherlaufen ließ. Frau Stubbe meinte, eigentlich sei solch großes Tier zu umfangreich für die kleine Wohnung, aber sie habe immer schon für diese Abart der deutschen Schäferhunde gleichwärmt. Ich widersprach, ersahns sei es kein Schäferhund, aana gewiß aber keine Abart, sondern eine italienische Dogge.

„Sie meinen Doge.“ sagte die Spanierin und kam mit ihrem Seidenlois auf den Flur. „Doge aus Venedig.“ ich weiß.

„Wie alt ist der Rötter?“ frante der Student der Medizin.

„Acht Monate.“ sagte ich.

„So alt war er vor einem Jahr!“

Der Student machte ihm das Maul auf und untersuchte seine Zähne.

„Stimmt.“ sagte er. „der Hund ist zwei Jahre, nicht weniger.“

„Sie irren sich. Der Besitzer erklärte mir, daß der Hund erst mit elf Monaten besten lernt, und Dolly best noch nicht.“

„Bauwauwau.“ machte Dolly, der eben den Seidenlois entdeckt hatte.

Die Spanierin flüchtete in ihre Stube.

„Er wird eben gerade elf Monate geworden sein.“ bemerkte der Student.

Abends war alles wieder um Dolly versammelt. Er benahm sich sehr täppisch, wollte weder über meinen Stod springen, noch andere Kunststücke machen. Von Apportieren hatte er nie etwas gehört, was bei einem so jungen Tier verständlich erschien. Die Rassefrage interessierte noch immer. Der Student meinte, er könne doch eine französische Dogge sein, dessen Vater eine Mischung zwischen Dobermann und Zwergspitzler war. Frau Stubbe hielt ihn jetzt für einen schottischen Wolfshund, eine Rasse, die niemand kannte.

Dolly rächte sich für die Unkenntnis seiner Abstammung, denn am anderen Morgen kam die Spanierin schreiend zu Frau Stubbe gelaufen und behauptete, sie habe „Kleube“, und zwar von dem Dobermannspitzer. Da auch die anderen Parteien sich eines erheblichen Zudreises erfreuten, mußte Dolly gebadet werden. Nun war er ein Hund, der gern schlief und niemand etwas tat, solange man ihn in Ruhe ließ. Aber Baden kam bei ihm gleich nach der Feuerbestattung, also wehrte er sich nach Kräften dagegen.

„Womit wollen wir ihn waschen?“ frante ich.

Mit Teerleiste, behauptete der Student, mit Kernleiste, meinte Frau Stubbe, die gern etwas von ihrem Vollen abgab, gab mit Milienmilchleiste schluß die Spanierin vor. So tauchte ich also Schmierleiste und rief Dolly damit ein, während das warme Wasser verheißungsvoll in die Badewanne lief. Dolly trug nun eine dicke Schicht Schmierleiste rings um den Körper, aber leider hatte ich ihm vorher das Halsband abgenommen, so daß er jetzt nicht mehr zu fassen war, man alst immer an seinem öligen Fett ab.

Neben der Badewanne stand der Student mit einem Handkrubber Frau Stubbe mit einer Nagelbürste und die Spanierin mit einem Batisttüchlein, um ihn abzutrocknen. Ich aber versuchte vergebens, das süße Vieh ins Wasser zu locken.

„Dolly“, rief ich, „komm mal her.“

Worauf Dolly unter den Schreibtisch kroch. Ich streute Hundeluden und Knochen auf der Erde umher. Irrana hinter den Schreibtisch, schwang wild meine Peitsche, aber Dolly sauste in den Salon und rutschte mit dem Bauch auf dem Berier umher, was ihm größte Freude zu bereiten schien, denn der fettenschmierleiste Leib glitt wie ein Eis über den Teppich. Einmal trat ich ihn mit der Peitsche, aber das hatte nur den Erfolg, daß der Hund aufs Sofa irrana und sämtliche Kissen mit Schmierleiste überzog. In der Badestube warteten die drei noch immer.

Dolly aber, den die Seife zu jucken begann, machte Bewegungen wie ein Mann, der einen Klob zwischen den Schultern wirt, sich aber nicht trauen kann, weil er sonst die Hose verliert. Dabei rief er sich was war natürlich aber doch sehr überflüssig war, an Tapeten und Möbeln seine indenden mit Seife überzogenen Stellen. Als er sich eben in die wunderbare Portiere eindrehte, erschienen die drei aus der Badestube. Frau Stubbe, einer Ohnmacht nahe, sank aufs Sofa, mitten in die Schmierleiste, die Spanierin suchte atternd nach einem Haat und griff nach dem Bücherkrant, mitten in die Schmierleiste, der Student sah teilnahmepoll an die Tapete mitten in die Schmierleiste, ich selbst war längst aana damit beschmiert.

Nun begann der Jörn in uns zu erwachen und mit Geheul stürzten wir uns auf den Hund, der schließlich sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er, um dem Zudreis und der Verfolgung zu entgehen, in die Badewanne irrana. Heil, riefen wir und begannen ihn zu schrubbren. Das war nicht so einfach, denn Dolly sprante uns die heikende Laue ins Gesicht. Als die Spanierin erkreut feststellte, daß unneschste „Kleube“ tot auf dem Wasser schwammen, irrana Dolly mit mächtigem Sak aus der Wanne. Wir fanden ihn wieder auf Frau Stubbes Bett, wo er, sich wälzend, Trockenheit suchte.

Somit war Dolly ein guter Hund und sehr brav, besonders im Essen. Er fraß einfach alles und es kam ihm gar nicht darauf an, ob es ein Schildkrötenfleisch, eine gefüllte Ziaarntasche oder die Grundlagen des 19. Jahrhunderts waren. Alles wanderte in seine Magen, während mehrere Dienstmädchen des Diebstahls beschuldigt ihre Stellung bei Frau Stubbe verlassen mußten. Dolly war immer schon sehr fett gewesen, aber nun ging er ungeheuer in die Breite. Die Spanierin meinte, er bekomme Junge, aber das soll bei männlichen Hunden sehr selten sein, der Student behauptete, er habe jetzt die Größe inwendig und Frau Stubbe hatte ihn im Verdacht, ein halbes Pfund Fese gefressen zu haben. Sei ihm wie ihm wolle, Dolly wurde immer ruhiger, fraß viel, aber niemals das was ich ihm vorsetzte, sondern was er am Rande des Beases fand und stand schließlich überhaup nicht mehr auf. Da ging ich zu einem Tierarzt. Der kam, betrachtete ihn lange, bestloofte ihn, sah ihm ins Maul, untersuchte die Augen, streichelte das Fell.

„Was fehlt meiner Bulldogge?“ frante ich.

„Ihrer Bulldogge fehlt gar nichts, denn Sie besitzen keine. Dies aber ist ein deutscher Boxer, dessen Mutter anscheinend ein Spitz gewesen ist. Aber aeben Sie sich keine Mühe mit ihm, der Hund ist nicht krank, er zeigt nur Alterserscheinungen, was bei einem sechzehnjährigen Tier nicht verwunderlich ist.“

Die glücklichsten Ehejahre. Sie sind nun zehn Jahre verheiratet und haben die glücklichste Zeit der Ehe erreicht. Wie waren Sie so froh und zufrieden miteinander wie jetzt. Mit dieser Bemerkung leitet eine englische Psychologin Jane Taverner eine Bauderei über die glücklichsten Ehejahre ein und vertritt die Anschauung, daß erst nach zehn Jahren die Ehe wirklich glücklich werden. „Viele Ehepaare“ so schreibt sie, „finden, daß die Freuden, die sie in den ersten Jahren der Ehe genossen, nichts sind im Vergleich zu dem glücklichen Ehepaar, das sie in den mittleren und späteren Jahren ihrer Ehe ergreift. Biersch ist es geradezu ein neuer Ehefrühling, der nach 10 Jahren erblüht. Es ist nicht mehr die Romantik der jungen Liebe, nicht mehr die Leidenschaft mit all ihren Stürmen, Mißverständnissen und Unruhen, die die erste Zeit bei ihnen herrschte. Die Gefühle sind nun beruhigt und geklärt, aber sie sind sicher geworden und haben sich reich entfaltet. Die ersten Ehejahre haben immer die Stimmung eines Abenteuerers, einer gewissen Aufregung, eines Gefühls der Unklarheit und Enttäuschung. Erst wenn die beiden Gatten durch die Antiesen und Gefahren der Ehe allmählich miteinander geleistet sind, wenn sie sich nach einer längeren Dauer ihres Zusammenlebens im Hafen fühlen, dann beginnt das wahre, echte Glück. Dann läßt sie, was sie vorher aerniet haben; sie wissen, daß diese Ernte bis zu ihrem Tode dauern wird, und dieses Empfinden einer innigen Lebensgemeinschaft, die nichts mehr trennen kann, bringt den rechten Sonnenschein in ihre Ehe, macht die späteren Ehejahre zu den glücklichsten.“

Was Frauen erfinden. Das englische Patentamt gibt, wie alljährlich, eine Übersicht über die Erfindungen, die im Jahre 1924 angemeldet wurden, und es ist sehr beachnend für den Erfindungsgeist der beiden Geschlechter, wenn man feststellt, was die Frauen erfinden. Die Patente, die sie anmelden, beziehen sich hauptsächlich auf Haushaltung und Kleidung. So sind z. B. von Frauen zahlreiche Reubetten für Gasöfen vorgeschlagen worden, die den Gasverbrauch verringern und azeitigen, den Kocher bald auf eine höhere und bald auf eine geringere Hitze zu bringen. Außerdem werden von ihnen Apparate empfohlen, um das Haar durch heiße Luft oder Elektrizität zu trocknen. Andere weibliche Erfindungen sind: auswechselbare Scherenschneiden, jedoch dieselbe Schere zum Schneiden von dicke Tuche und zum Anfertigen von Knopfschern benutzt werden kann, ein durchsichtiger Regenichirm, der es dem Träger ermöglicht, nach dem Himmel zu sehen, wenn er ihn ausgeklappt hat, Patente für Huthalter, durch die die Damenbüte ohne Hutnadeln festgehalten werden ein tragbares Badezelt, bei dem der Badende als Schlafod dient, indem er das Zelt über sich auspannt und sich dann umgekehrt aus- und anziehen kann.

DD Neue Bücher DD

Emanuel Stidelberger: „Ferrantes Gef.“ Neue Mären und Geschichten. (Verlag Grethlein u. Co., Leipzig.) Stidelbergers Erzählungen sind auf geschichtlichem Grunde erwachsen — aber nicht die Ereignisse selbst ihn, sondern die Menschen. Was Stidelberger bietet, ist Erzählung von Einzelgeschickalen, die in die Zeit hinein gestellt, von ihr das Gepräge erhalten. Mit Sorgfalt und Liebe gibt er die geschichtliche Untermauerung, so daß die Menschen, sei es in der Öffentlichkeit oder in der Häuslichkeit, in ihren Reaktionen und Abneigungen von den Dingen bestimmt werden, an denen sie hängen. So heben sich die Charaktere vom historischen Hintergrund ab, werden lebendig und sprechen die Sprache, die ihrem Sein entspricht. Man fühlt die Freude Stidelbergers, wie er seinen Menschen nachgeht, wie er sie sicher in den Rahmen ihrer Zeit stellt, sie in der Sprache ihrer Zeit sprechen läßt und manche verlorengegangene Redewendung und manches Sprachbild der Vergangenheit entretret.

Hugo Salus: „Helle Träume.“ Neue Gedichte. (Verlag von Albert Langen in München.) Angekündet und von der Mode der Zeit unberührt, klar und fluss, lieb und innig wie ehedem sind die Verse dieses Dichters, aber da er, gleich uns, älter geworden ist und manches Leid erlebt hat, schwingt manchmal eine tiefe Note mit, und dieser dunkle Klang in den „hellen Träumen“, er ist uns lieb vor allem andern. In Salus findet die Seltigkeit, die Seltigkeit der Töne, die Seltigkeit eines heißen und verklärten Liebesempfindens, die Seltigkeit derer, die den Himmel nicht zu suchen brauchen, weil der Himmel in ihnen ist.

„Die Rüge der Wikinger.“ Von Rolf Nordenfrenja. Aus dem Schwedischen überleitet von Studentat Andwja Meen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Wir lernen hier die Voregeschichte der Wikingerzeit und die Gründung der nordischen Reiche kennen sowie die Ursachen und Richtungen ihrer Rüge. Ihre Schiffe, Waffen und Ausrüstung, ihre Kriekunst und Kampfesweise werden eingehend geschildert und die kulturellen Verhältnisse bei ihnen skizziert. Eine Fülle von Rügen ungestörter Lebenskraft, Abenteuerfinnis, waghalsigen Mutes vereint mit Kaltblütig-

keit und Willensstärke tritt uns gegenüber. Heute, wo man wieder zurückkehrt zu den Quellen unseres Volkstums, wird das reich mit Bildern geschmückte, schön-ausgestattete Werk dankbare Aufnahme finden.

„Das Leben der Ameisen.“ Von Privatdozent Dr. med. R. Brun. Mit 60 Abbildungen im Text. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Der Einblick, den der als Forscher auf dem Gebiete der Psychologie bekannte Verfasser in einem Iobchen in der Teubnerischen Naturwissenschaftlichen Bibliothek erschienenen Band „Das Leben der Ameisen“ in die mannigfachen Lebenserscheinungen des Ameisenstaates gibt, wird für viele außerordentlich anziehend und lehrreich sein. Die Darstellung, die die zahlreichen auffallenden Berührungspunkte zwischen Ameisen- und Menschenstaat, namentlich aber auch die grundlegenden biologischen Verhältnisse zwischen diesen beiden Lebensgemeinschaften überall aufzeigt und entsprechend würdigt, bringt zunächst einen Überblick über die Entwicklung der Ameisenkunde, dann folgt die Schilderung der sozialen Organisation und endlich des Sinnes- und Seelenlebens der Ameisen. Zahlreiche Abbildungen erhöhen die Anschaulichkeit.

„Einführung in die systematische Mineralogie.“ Von Prof. Dr. Ferd. v. Wolff. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Seiner vor kurzem erschienenen vorzüglichen Einführung in die allgemeine Mineralogie läßt Verfasser jetzt eine Einführung in die systematische Mineralogie folgen, deren erster Teil vorliegt. Es werden darin die physikalisch-chemischen Bildungsbedingungen der Mineralien, die Kieselsäure und Silikate, ferner die Sauerstoffsalze behandelt. Die wichtigsten Mineralien, die sich an dem Aufbau der Kruste beteiligen oder eine wirtschaftliche, technische Bedeutung besitzen oder aus irgend einem anderen Grunde besonderes Interesse verdienen, werden in knapper Form geschildert, ihre physikalischen, optischen Konstanten zusammengefaßt. Die beigegebenen Kristallbilder in vorzüglicher Ausführung unterstützen den Text.

„Rom Mittelalter zur Neuzeit.“ Von Geheimrat Prof. Dr. G. v. Below. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.) Below stellt die Grundpfeiler staatlichen und wirtschaftlichen Lebens in der deutschen Geschichte in den Mittelpunkt seiner Darstellung und zeigt wie Reich, Territorium und Stadt entstanden, wie sich ihr gegenseitiges Verhältnis wandelte, welche Bedeutung ihnen für das staatliche Leben zukam. Eine jahrhundertlange Entwicklung zieht in diesen Kapiteln vorüber, Gerichtsbarkeit, Finanz- und Heerwesen hängen eng damit zusammen, und auch sie werden in groben Linien geschildert. So gibt Below auf knappem Raume nichts weniger als einen Abriss der deutschen Verfassungsgeschichte und Wirtschaftsgeschichte, und wir leben, wie reich, die mittelalterliche Geschichte für die Vermittlung des Verständnisses der neueren Zeit in sich birgt.

„Vor der Sintflut.“ Ein Bilderatlas aus der Urzeit der Welt, dem neuesten Stand vorzeitlicher Forschung entsprechend eingeleitet und bearbeitet von Dr. Hans Wolskanga Behm. 130 Abbildungen auf Tafeln und 8 farbige Tafeln mit Erläuterungstext. (Frankische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) In fast allen Kulturen der Menschheit wird erzählt vom Sintflutaustragen. Sagen und Mären doch hinter ihnen stehen ernste Tatsachen. Bewußtwerden wenigstens weiß jeder von uns etwas davon. Zum mindesten so viel, daß unsere Erde, einstam verstreut auf weiter Flut des Alls, unter Milliarden Wandelsternen ihresgleichen, schon Jahrmillionen eigener und wechselnder Gestaltuna zählt. Die Erdbeobachtungsverhältnisse der Gegenwart liefern den Schlüssel zum Verständnis dieser wechselnden Gestaltuna. Dr. Hans Wolskanga Behm, ein guter Kenner der ur- und entwickelungsgeschichtlichen Verhältnisse, zeigt aus der Fülle der zu Gebot stehenden Unterlagen das Wesentliche aus der Urwelt. Dem Kundigen bietet in jedes besondere Landkarteisbild, sei es im Gebirge, auf der Ebene oder am Strande des Meeres, Fingerzeige genug, um den ewigen Wechsel im Fluk der Dinge herauszufinden. Ihm und vor allem auch dem Laien in solchen Dingen will das Behmische Buch ein Hilfsbuch sein. Die Geschichte der Erde und der damit verbundene Entwicklungsaufstieg von Tier und Pflanze wird anschaulich dargestellt.

„Deutscher Jägerkalender und Jahrbuch 1925.“ Ein Taschenbuch für den Weidmann, herausgegeben von der Schriftleitung des „Deutschen Jägers“. (Verlag F. C. Mayer, G. m. b. H., München.) Feuer hat der beliebte Kalender alle aus der Inflationszeit stammenden Schwächen der früheren Jahraänge abgestreift und bietet sich im schmutzen, waldarünen Leinwandgewande. Dabei hat der Umfang gegen 1924 eine Verdoppelung erfahren, ohne daß dadurch das Werk den Charakter eines Taschenkalenders verloren hätte, was durch Verwendung von bestem schreibfähigen Dünnruchpapier erreicht wurde. Der Inhalt entspricht der gediegenen Ausstattung. Vollkommen umgestaltet wurden die Abteilungen für die einzelnen Monate, die eine übersichtliche Aufzeichnung allen erlegten Wildes gestatten. Ruten über erteilte und eingelaufene Jagdeinslaubungen, Treibjagdformulare, Jagdeinnahmen und -ausgaben und Wildschadenrechnung werden jedem Besitzer hochwillkommen sein. Der Textteil bietet außer dem Rückblick auf das vergangene Jahr interessante Abhandlungen aus allen Jagdgebieten. Dem Jäger ist Schubarts Anasertalender, dem Jüchter das Verzeichnis der wichtigsten Jagdhandelskammernbücher gewidmet.